

„CHRISTUS ALLEINE – DIE HOFFNUNG FÜR DIE WELT“

Predigt im Abschlussgottesdienst der Allianzgebetswoche 2017

- Wermelskirchen, 15. Januar 2017 -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

so beginnt normalerweise die Predigt in einer evangelischen Kirche. Und zwar nicht, weil der Pfarrer alle seine Gemeindeglieder so furchtbar lieb hätte: Ich kann euch zwar versichern, dass er sich da redlich bemüht, aber manchmal ist das auch eine gewisse Herausforderung, und wo kämen wir denn hin, wenn das alles von der Sympathie des Pfarrers oder der Pfarrerin abhinge! Nein, ihr seid nicht meine liebe Gemeinde, sondern ihr seid, alle, wie ihr hier sitzt, Gottes geliebte Gemeinde. Liebe Gemeinde – das heißt nichts anderes, als was Paulus in seinen Briefen immer wieder an den Anfang setzt: ‚An die geliebten Heiligen‘ in Rom oder Korinth oder wo auch immer – das steht am Anfang: Von Gott geliebt sind wir, und diese Liebe ist das Fundament unseres Glaubens, unseres Lebens, auch unserer Gemeinschaft, der Gemeinde, der Kirche. Insofern also noch einmal und mit Nachdruck: Geliebte Gemeinde Gottes, egal, wo ihr heute morgen hergekommen seid und wo ihr normalerweise in den Gottesdienst geht!

Woher wissen wir aber, dass Gott uns liebt? Das kann ja einfach mal jeder behaupten, und nicht wenige, die Gott auf ihrer Seite wählten, die sich für seine Lieblingskinder hielten, haben damit schon einiges Unheil angerichtet! Wir sind von Gott geliebt nicht aufgrund unserer sympathischen Ausstrahlung, unserer ehrwürdigen Familienverhältnisse oder weil wir aus dem richtigen Stall kommen, theologisch oder kirchengeschichtlich; wir sind von Gott geliebt, nicht weil wir das irgendwie verdient hätten, der eine möglicherweise mehr und die andere etwas weniger. Nein, was wäre das für eine seltsame Liebe. Wir sind von Gott geliebt, weil er nicht ohne uns, nicht ohne seine Menschen sein will. Und weil er alles dafür getan hat, dass wir den Weg zu ihm auch finden können.

Wir selbst verrennen uns nämlich immer wieder gerne auf den Wegen, von denen wir meinen,

dass sie zu Gott führen, Wege, die wir uns mehr oder weniger selbst ausgedacht haben oder auf denen wir daherstolpern, weil auch andere schon da lang gelaufen sind. Und wenn alle das machen, muss doch irgendwas dran sein, denken wir. Und wundern uns, warum wir trotzdem nicht das Gefühl haben, ans Ziel zu kommen, warum wir trotzdem nicht näher zu Gott, nicht näher an unser Heil gelangen.

Ihr ahnt es schon: Das eben war die Erfahrung des Mönches Martin Luther, als er auf dem Weg der ehrwürdigen katholischen Frömmigkeit sein Heil suchte, auf dem Weg der Buße und der Beichte, des mönchischen Gehorsams und der skrupulösen Frömmigkeitsübungen. Es muss doch möglich sein – glaubte er – wenn ich das alles nur ernsthaft genug betreibe, wenn ich es nur besser mache als alle anderen, dass ich dann tatsächlich irgendwann meinen Frieden mit Gott finden, dass mir dann irgendwann Gottes Gnade entgegenlächelt.

Es kursierte damals ein Wort über Luthers Ernsthaftigkeit und seine übersteigerten Anstrengungen im Kloster, das das sehr schön auf den Punkt bringt: Er wolle zwölf Kegel treffen, obwohl nur neun dastünden, sagte man über ihn in seinem Kloster. Dies Wort beinhaltet beides: Luthers übertriebenen Ernst wie auch die grundsätzliche Überzeugung, dass ein guter Christ möglichst alle neun Kegel zu treffen habe. Dass es also durchaus darum geht, mit dem, was ich tue, Gott ein gefälliges Lächeln abzurufen, oder vielleicht sogar einen kleinen Applaus. Aber es wollte einfach nicht klappen. Es wollte Luther nicht gelingen, und es ist vor und nach ihm eigentlich noch niemandem gelungen: Gott mit einem Wurf in die Vollen zufrieden zu stellen. Warum? Weil es darum überhaupt nicht geht!

Was hatte die mittelalterliche Kirche sich nicht alles einfallen lassen, um den Menschen den Weg zu Gott zu bereiten: Messen für Lebende und Verstorbene, Bußübungen für begangenen Sünden, die Beichte all der eingestandenen und uneingestandenen Sünden, den Ablass für die ungewisse Zeit vor der endgültigen Entscheidung über Himmel und Hölle und schließlich ein ausgefeiltes

System von Ämtern und Hierarchien, Priestern, Bischöfen und Kardinälen, die jedem Menschen seinen Platz zuwies und seinen Gehorsam forderten. Und wenn der richtige Priester zu rechten Zeit mit den richtigen Worten die rechte Messfeier zelebriert; wenn ich zur rechten Zeit das rechte Gebet spreche, wenn ich genau das tue, was Kirche und Obrigkeit von mir erwarten, und wenn ich dann noch – weil ich ja nie ganz sicher sein kann – die gütige Mutter Gottes und alle Heiligen um Unterstützung bitte, dann, ja dann, müsste mir der Weg zu Gott doch offen stehen. Eigentlich eine ziemlich klare und eindeutige Sache, ein ganz genau vorgezeichneter Weg. Nur: Er hat für Martin Luther nicht funktioniert, weil er tiefer sah als viele andere: Selbst wenn ich all das penibel befolge und mir nichts zuschulden kommen lassen: Wie kann ich eigentlich sicher sein, dass hinter der schweren, verschlossenen Tür wirklich ein gnädiger Gott auf mich wartet? Wie kann ich sicher sein, dass dieser Gott überhaupt mein Heil will? Wie kann ich davon ausgehen, dass ich als Mensch überhaupt eine Chance bei diesem allmächtigen und durch und durch gerechten Gott und Richter habe?

Und da war es eben diese eine Erkenntnis, die Luther mit einem Mal alle Ketten sprengte und in die Freiheit führte: Es ist doch bereits alles getan, es ist doch bereits klar und eindeutig, dass Gott unser Heil will: Es ist doch in Christus längst alles geschehen, was zu meinem Heil nötig ist. In Christus allein hat Gott alles getan, was getan werden muss, ich muss gar nicht weiter kegeln, um bei Gott einen Volltreffer zu landen!

Selbstverständlich fand Luther diese Einsicht nicht völlig aus sich heraus. Es gab durchaus Traditionen in der katholischen Kirche, die ihm da den Weg bereiteten. Wer den Luther-Film gesehen hat, erinnert sich vielleicht an die eine Szene, als sein Beichtvater von Staupitz Luther in einem seiner Anfechtungskämpfe sein Kreuz in die Hand legt und ihm empfiehlt, einfach nur diese Worte zu beten: ‚Ich bin dein, erlöse mich!‘ Dieses Wissen, diese Einsicht war nicht neu, sie war nur eben unter einem riesigen Berg von menschengemachten Ordnungen und Vorschriften verschüttet worden. Aber sie war natürlich schon immer da gewesen, seit sie in der Heiligen Schrift ausgedrückt worden war, im Bekenntnis der ersten Christen, die das von Christus sagen konnten: So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glau-

ben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Das stand ja da, schwarz auf weiß. Wie auch die Worte des Paulus: So sind wir nun überzeugt, dass wir nicht aus Werken des Gesetzes gerecht werden, sondern allein durch den Glauben an Christus. Es stand alles da, aber es musste eben wieder entdeckt und in seiner ganzen Sprengkraft wieder verstanden werden. Zu Luthers Zeit und seitdem immer wieder. Denn – seltsam, aber wahr: Immer wieder schieben sich menschengemachte Regeln und Ordnungen vor diese schlichte und klare Einsicht: Ja, Gott liebt dich, in Christus findest du das Heil. Aber es wäre schon gut, wenn du so betest, wie wir es tun, wenn du deinen Glauben so bekennst, wie wir es gerne hören würden, wenn du die Schrift so auslegst, wie man das bei uns tut, wenn du dich so taufen lässt, wie wir es bei uns praktizieren (das sage ich übrigens an dieser Stelle ganz bewusst als ehemaliger Baptist!).

Immer wieder Menschensatzungen, die sich vor Gottes klare und eindeutige Zusage schieben: Christus alleine genügt. Und darum geht es in der Allianzarbeit und auch heute gar nicht darum, in fröhlicher evangelischer Eintracht auf die katholische Kirche herabzublicken. Jeder von uns hat eigene Kirchtüren, vor denen es sich zu kehren lohnt. Fangen wir da an. Und sehen wir zu, dass an unseren Kirchtüren niemand zurückgestoßen wird, der Gott sucht, nur weil er / sie nicht unseren Stallgeruch hat! Mag sein, dass ich mich in dieser oder jener Gemeinschaft etwas wohler fühle, weil sie meiner Tradition entspricht, weil mir diese oder jene Gottesdienstformen näher sind oder mir diese oder jene Theologie verständlicher erscheint. Aber im Zentrum ist nur Platz für eines, nur für *einen*: Christus. Und dieser Platz ist unbedingt freizuhalten von allen menschlichen Zutaten, auch wenn wir als Menschen natürlich nicht anders als menschlich von Christus reden können. Das ist völlig in Ordnung. Aber alle unsere Worte, alle unsere Gottesdienst und Lieder, alle Theologie und kirchliche oder gemeindliche Struktur hat letztlich nicht zu uns zu führen, sondern zu Christus, soll nicht zu uns einladen, sondern zu dem Herrn der Kirche, zu Christus. Unsere Aufgabe ist das Bekenntnis, ist der durchaus vielstimmige Gesang, der am Ende immer nur einen Refrain, ein Thema hat: Christus.

Dann kann das geschehen, was der erste Petrusbrief so wunderbar ausdrückt: Seid immer bereit, Zeugnis zu geben, von der Hoffnung, die in

euch ist. Christus allein ist unsere Hoffnung, und weil er unsere Hoffnung ist, kann er auch Hoffnung für andere werden, die unser Zeugnis, unsere Botschaft, unsere Verkündigung hören. Weil es eben nicht unsere Botschaft ist, weil wir nur Gesandte sind in einem höheren Auftrag, Boten eines Größeren, dem alle unsere Theologie und alle unsere Strukturen, alle unsere Gebäude und alle unsere Traditionen zu dienen haben: Christus.

Dann wird sich auch das andere bewahrheiten, was Paulus in einem seiner tiefsten Worte so ausgedrückt hat: Dass wir alle miteinander, als Christen mit unseren ganz unterschiedlichen Fähigkeiten und Gaben und Traditionen und Sitten zusammen ein Leib sind, eben der Leib Christi. Und das bedeutet, wenn man es ganz genau versteht: Dass in der Kirche Christi, dass in der Gemeinde Jesu Christus selbst in der Welt gegenwärtig ist. Dass also, wo Gemeinde ist, Christus ist. Dass Menschen Christus begegnen, wo sie uns, seiner Gemeinde, seiner Kirche begegnen. Wir sind beides: Ganz und gar angewiesen auf Gottes Gnade und in keiner Weise fähig, ihn mit unseren Mitteln zu erreichen oder zu beeinflussen. Und wir sind als Gemeinde sein Leib, Christi Leib, sind sein Wort an die Welt – wir sind Christus selbst, wo wir als Gemeinde, als Kirche leben, stehen, reden und handeln.

Zwischen diesen beiden Polen lebt Gemeinde, leben wir, auch als Christen in unserer Stadt (und ich habe jetzt bewusst nicht gesagt: als evangelische Christen! Denn dass dieses Wissen uns auch längst und Gott sei Dank wieder mit unseren katholischen Geschwistern verbindet, ist hoffentlich kein Geheimnis mehr!).

Christus allein – die Hoffnung für die Welt. Das bedeutet: Es gibt für diese Welt keine andere Hoffnung als sich Gottes Heilswillen in die Arme zu werfen, den Heilswillen, den er in Christus vor aller Welt kundgetan hat. Und wir, als Gemeinde Christi, als sein Leib dürfen daran teilhaben, in all unserer bunten Vielfalt, die auch zur Vielfalt des Leibes Christi gehört. Es müssen nicht alle so glauben, wie ich glaube. Es müssen nicht alle so Gottesdienst feiern, wie ich es tue und gerne tue. Aber im Zentrum all unserer Gemeinden und all unserer Gottesdienste ist nur Platz für einen: Christus, Gottes Wort an die Welt. Oder, um es mit den Worten der Barmer Theologischen Erklärung zu sagen: „*Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir*

zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.“ Mehr braucht es nicht, zum Leben wie zum Sterben. Tun wir, was an uns ist, damit die Welt, damit unsere Stadt, dieses Wort hören und ihm vertrauen kann.

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“